

Der Jugend-Lehrer.

Eine Sammlung moralischer und belehrender Erzählungen, Gedichte, Anekdoten, Charaden und Räthsel,

herausgegeben von
einem Verein von Pädagogen und wissenschaftlich gebildeten Jugendfreunden.

I^{ter} Band.

Brieg, 1838. Verlag von Carl Schwarz.

X^{tes} Heft.

Das bleiche Bild.

Ballade.

(Nach einem mündlichen Bericht, als der Eisgang der Oberden Dammbruch bei Wilkau veranlaßte und die Glogauer Gegend überschwemmte.)

Was wimmert so bange im schwankenden Kahn?
Was stieret so stumm zu den Wolken hinan?
Wer ist das bleiche verlassne Weib,
Mit dem feuchten Gewande auf zitterndem Leib.

Die Schiffer, sie bieten ihr Kleider und Geld,
Sie haben im Kreise sich um sie gestellt,
Sie reichen ihr Wein, sie reichen ihr Brod. —
— Sie schaudert zurück wie vor kaltem Tod! —

Sagt an, was blickt sie so stier hinab? —

„Sechs Söhne versanken in's Wellengrab,
Sechs Söhne, die sie als Mutter gebär,
Die ganze, blühende Kinderschaar!“

„Schaut hin! So weit der Blick sich erstreckt,
Hat die Fluth die Hufe des Landmanns bedeckt,

Sie tobt und wälzt sich von Ort zu Ort,
Und reißet die Hütten, die Heerden mit fort.“

„Und der Mensch auch kann ihr nicht mehr entflieh'n,
Sie dräut, sie verfolgt, sie umzingelt ihn,
Hier jammert der Vater, dort weinet der Sohn,
Hier reißt der Strom sie beide davon.“

„Doch — wie auch das Schrecken in jeder Gestalt
Am trümmerbedeckten Ufer wallt: —
Die Kernste von Allen ist doch das Weib
Mit dem feuchten Gewande auf zitterndem Leib.“

„Heut stand sie noch froh in der Söhne Kreis;
Da riß der Damm, da zerborst das Eis,
Da stürmte, gleich einem gewappneten Mann,
Der tobende Strom zu der Hütte hinan.“

„O Himmel! Wer rettet mir Hab' und Gut!
Es zertrümmert mir Alles die wilde Fluth;
Zum linken Ufer ist frei noch die Bahn,
Auf! Rette ein Jeder, der retten kann!“

„Da eilten die Söhne, so klein als groß,
Und banden eilig den Nachen los,
Und luden ein, was die Hand ergreift,
Und steu'rten dahin mit der schweren Last;“

„Und kamen zurück und fasten im Nu
Das Kieglein im Stall und die Jungen dazu,
Und steuerten hinaus mit sorgfamer Hand,
Durch die näher-drohende Schollen-Wand.“

„Und wieder schwankte das Schifflein zurück. —
— Vom Söller schaut es der Mutter Blick,
Sie steht, den Säugling auf ihrem Arm,
Und blickt auf die Söhne voll Angst und Harm.“

„Und immer wilder der Eisgang naht —
Schon schlingt sich durch riesige Schollen der Pfad,
Da — Jesus Maria! — da ist's gethan!
Vom Eise begraben, verschwindet der Kahn!“

„O Mutter! Du Arme! Gebiete dem Schmerz!
Es schmiegte sich dein Säugling dir weinend an's Herz,
O Mutter, zurück von dem kalten Tod,
Es ruft dich in's Leben ein heilig Gebot.“

„Da schaut sie zum Himmel mit schmerzlichem Blick,
Und faßt in die Arme ihr einziges Glück,
Und laut ertönt es durch Brausen und Wind:
„„Wer rettet mein bestes, mein einziges Kind!““

„Und sieh! — auf schäumender Wasserbahn
Fliegt eilig ein rettender Nachen heran:
„„Auf, Weib! und sei zum Sprunge bereit!
Die Noth wächst höher, es drängt die Zeit!““

„Und fest den Säugling gepreßt an die Brust,
Des eignen Daseins sich kaum bewußt,
Befolgt die Mutter der Schiffer Gebot,
Und springt hinab in das rettende Bot.“

„Doch ach! — wie fest sie das Knäblein gefaßt:
Im Sprunge entfällt ihr die theure Last! —
— Umsonst jede Hülfe! — Es sinkt hinab
In das kalte, schaurige Wellengrab.“

— Den Schiffern rieselt's durch Mark und Bein,
Sie hören kein Weinen, sie hören kein Schrein,
Ein bleiches — unbewegliches Bild
Entführet der Nachen durch's Stromgefild.

Sie sprechen ihr zu mit Trost und Rath,
Sie bieten ihr Hülfe mit Wort und That,
Sie reichen ihr Wein, sie reichen ihr Brod,
— Sie schaudert zurück, wie vor kaltem Tod.

Das ist das bleiche, das traurige Weib,
Mit dem feuchten Gewande auf zitterndem Leib,
Sie hat keine Thräne, sie klagt keine Noth,
Ihr Sinn ist zerrüttet, ihr Herz ist todt!

Agnes Franz.

Neue Märchen vom Rübezahl.

Von Julius Krebs.

1.

Die Zauberspiegel.

Zwei muntere, rüstige Knaben, Rudolf und Richard, machten während der Schulferien mit ihrem Lehrer Weinhold eine Wanderung ins Riesengebirge. — Schon waren sie in der Stadt Schmiedeberg am Fuße desselben angelangt, und vor ihnen hin dehnte sich in heiterer Morgenschönheit der gewaltige Höhenzug mit der Schnee- oder Riesenkoppe, der höchsten Erhebung nicht nur des Riesengebirges, sondern der ganzen Sudeten und des ganzen nördlichen Deutschlands, die gegen 7000 Fuß über der Ostsee hat. Unten lagte das breite und mehre Meilen lange hirschberger Thal, das alle Reisende bisher für eins der reizendsten Europa's und das Elbium Schlesiens erklärten. Reinliche Dörfer mit rothen Kirchdächern und weißen Thürmen ziehen sich zwischen fruchtbaren Feldern und herrlichen Wäldern dahin. Seltsam gestaltete Granitmassen, bald wie alte Burgen, bald wie Pyramiden und in andern Formen anzuschauen, geben oft dem Auge einen merkwürdigen Ruhepunkt, wenn es bald auf den grünen Vorbergen des Riesengebirges zur Seite, bald auf dem manchfachen Leben des Thales umherschweift, das durch helle Bäche, kleine Teiche, Bleichen, Vieheerden, rüstige Feldarbeiter und Steinbrecher bewirkt

wird. Und überall sieht man Bäume- und Blumenpflege, den gemüthlichen Menschen verrathend, der gern durch die Pflanzenwelt mit der Menschenwelt sich zu versöhnen sucht, die vielleicht rauh und schroff ihn berührte.

Die Reisenden nahmen einen Führer, und schlugen den Weg zu den Grenzbauden ein, der sich ziemlich steil ins Gebirge hinaufzieht. — Die Knaben waren zwar Beide von lebhaftem Wesen, doch unterschied sich dieses sehr bedeutsam bei näherer Beobachtung. Rudolf war immer im elterlichen Hause gewesen, und seine ihn zärtlich und wahrhaft liebende Mutter hatte, nach dem frühen Tode seines Vaters, streng über seinen Fehlern gewacht, und durch angemessene Strafe, liebevolle Ermahnung und eigenes Beispiel ihn sorgfältig zu einem lebenswürdigen Knaben erzogen, dessen natürliches Feuer von einem edlen Herzen geleitet wurde, und lernbegierig und gehorsam war. Ganz anders war sein Bruder Richard, der auf die Bitte eines Oheims bei diesem seit dem frühesten Knabenalter in einer vom Wohnsitz der Eltern entfernten Stadt bis in die letzte Zeit sich aufhielt, und bei dessen Sorglosigkeit und Unfähigkeit so gut als gar keine Erziehung erhielt. Ungeklärt und ungestraft konnte Richard allen tollen, dummen und zum Theil schlechten Streichen sich überlassen, und jeder verderblichen Richtung seines jungen Gemüths folgen. So kam es denn, daß er schadenfroh, boshaft, rachsüchtig und endlich unwissend im höchsten Grade war, weil die Lust zum Lernen und jeder ernstern Beschäftigung längst ohne hinlängliche Anregung in ihm geblieben, und somit erstickt worden. Als der Oheim gestorben, kam er als der tollste, ausgelassenste und verdorbenste Bube, zum größten Schmerz und Kummer der Mutter, in deren Haus zurück, der offenbarste Gegensatz zu seinem ältern Bruder Rudolf und die Qual seines wackern Hauslehrers.

Während Rudolf an dessen Seite verständig auf dem steilen Bergwege hinschritt, jagte Richard wild vor ihnen her, neigte dann schweißtriefend, trotz der öftern Abmahnung, sich zu jedem Quell, um zu trinken, und konnte immer aufs Neue von Herrn Weinhold und seinem Bruder nur mit Mühe von der Unbesonnenheit abgehalten werden. Keck und mit höhnen-

dem Gelächter neckte er jeden Vorübergehenden, und weder Verweis noch Strafe fruchteten. Er drang rechts oder links tief ins Gebüsch, verirrete sich, und wurde mühevoll gesucht und gefunden; oder er erkletterte einen Felsen, und balancirte in gefährlicher Weise auf seinem Gipfel. Keinen fröhlich surrenden Käfer, keinen Schmetterling konnte er sehen, ohne ihn zu verfolgen und zu tödten. Kurz, es gab fast keine Art des Verdrusses, den Weinhold mit dem unbändigen Jungen auf dem mehrstündigen Wege nicht gehabt hätte.

Endlich gelangten sie an die Grenzbauden, deren letzte nur 20 Schritt von der preussischen Grenze entfernt liegt, und die eigentlich zu den Klein-Alpen-Bauden gerechnet werden. Die gewaltigen Bergmassen, unter ihnen die Koppe, machen die Umgebung großartig. — Weinhold und seine Zöglinge traten in die Hübner'sche Baude, die neben der Kirschlager'schen die vorzüglichste ist, und helle geräumige Stuben, sogar einen geschmackvoll verzierten Saal mit einem wiener Flügel und gute aber freilich theure Bewirthung gewährt. Sie setzten sich nieder zu Eierkuchen, Forellen und einem Glase leichtem Destreicher-Weins, und Weinhold machte die Knaben aufmerksam, wieweit die Einrichtung des Hauses zu Vergnügen und Nothdurft alles übertreffe, was man auf dieser einsamen wilden Höhe nur erwarten könne.

Wielange wol mögen diese Bauden schon hier oben stehen? fragte Rudolf.

Wie Dich das nur kümmern kann! fiel Richard lachend ein. — Man ist hier Forellen und Eierkuchen, und trinkt Wein dazu. Das ist jetzt für uns die Hauptsache, und damit laß Dir gedient sein.

Schweige lieber, Richard, wenn Du nichts Besseres zu sagen weißt, strafe der Lehrer. — Rudolf hat sehr Recht, daß er so fragt, zur leiblichen Nahrung treibt auch das Thier der bloße Instinkt, den Menschen aber drängt noch die Vernunft zum Wissen, zum Verständniß Dessen, was in seiner Umgebung auf ihn einwirkt. Er fragt nach der Ursache und dadurch unterscheidet er sich zunächst von den Thieren. Im 30-jährigen Kriege, mein lieber Rudolf, sind wol am meisten diese rauhen Gebirgshöhen durch Flüchtlinge aller Art bevölkert worden, die dem Schwert oder der Re-

ligionsverfolgung hier zu entgehen trachteten. Was indeß diese drei höchsten und letzten Bauden betrifft, so sollen sie durch Graf Kirchschlager, Fürst Reuß und von Brunnecker angelegt worden sein, östreichische Offiziere, welche, wegen eines nicht anzugebenden Vergehens, 1663 zum Anbaue hierher verwiesen wurden; und Zwei der heutigen Besitzer, die Weinhändler Brunnecker und Kirchschlager, tragen noch heute die Namen der vornehmen Erbauer dieser Bauden. Sie sind, zumal im Winter, ein vorzüglich besuchter Vergnügungsort der Schmiedeberger. Herauf fährt man, von Ober-Schmiedeberg aus, auf Hörnerschlitten, an die ein Pferd vorgelegt, und mit den Zugsträngen an die Hörner gespannt wird, während der dazwischen gehende Führer das wohlgeübte Pferd leitet. Auf dem Schlitten selbst liegt ein ausgestopfter Sack, worauf je Zwei verkehrt reiten oder querüber sitzen, um nicht, über die steilen Anhöhen fortgezogen, rücklings hinab zu fallen. Wenn hier die Gäste sich nun mit Tanz, Schmaus und Wein vergnügt, wird die Rückfahrt angetreten, am liebsten bei Mondschein. Sie geschieht, indem je eine Person auf einem kleinern Hörnerschlitten hinabfliegt: deren gewandter Führer zwischen den Hörnern sitzt, und mit den Füßen den Schlitten leitet. So gelangt man in kaum einer halben Stunde über die Schneedecke von der Höhe hinab, zu deren Auffahrt gegen zwei Stunden nöthig sind.

Si, Das muß hübsch sein, rief Richard, in die Hände klatschend, und wild aufspringend. Das möcht' ich wol mitmachen!

Du würdest bei Deinem unvorsichtigen, anbesonnenen Wesen wahrscheinlich ein Unglück nehmen, wo Dein Bruder Rudolf und andere verständige Knaben ein herrliches Vergnügen hätten, entgegnete der Lehrer.

Nein, ich wollte ganz still sitzen, versicherte der Unband. — Ach, Herr Weinhold, veranstalten Sie Das nur einmal.

Das würde eine Winterreise hierher kosten, die mit mehr Zeitverlust und Unbequemlichkeiten verbunden, als das Vergnügen werth ist, belehrte Weinhold, und Rudolf fragte jetzt:

Sind wir denn schon auf dem Gebiete des Berg-geists Rübezahls, von dem ich so viel schon gehört?

Allerdings; er bewohnt die wildesten Gegenden und Schluchten der Kämme, und ist ein wohlthuernder Freund guter Knaben, aber ein strafendes schreckhaftes Wesen der bösen, die sie besuchen! antwortete Weinhold mit einem bedeutenden Blick auf Richard, bei dem er die Furcht vor dem Berggeiste als Zähmungsmittel erregen wollte.

O ich fürchte mich nicht vor ihm! prallte Richard mit aufgehobener Hand, fuhr aber im Augenblick erschrocken zurück. Es war ihm, wie er sagte, als hätte eine schwarze Kralle ihm ins Gesicht greifen wollen.

Siehst Du, Borwigger, — sagte Weinhold sehr ernst. — Das war schon die augenblickliche Strafe für Deine freche Pralerei!

Richard schlug erschüttert die Augen nieder, und schwieg eine Weile; dann fragte er kleinlaut: Wie sieht denn der Rübezahl eigentlich aus?

Er hat keine bestimmte Gestalt, war des Lehrers Antwort; — er erscheint bald als feuerspeiender Drache, Wolf, Bär, Rabe, Schlange oder Ziegenbock, jenachdem er es für gut findet. Nimmt er aber menschliche Gestalt an, dann zeigt er sich am häufigsten als Jäger oder Laborant, wie die Kräutersammler im Gebirge heißen, die aus den gefundenen Alpenpflanzen und Wurzeln verschiedene Arzneien und Liqueure bereiten. Seht, dort drüben sitzt ein solcher Maun bei seinem Glase Wein. Doch Ihr seid gesättigt und ausgeruht, und es ist Zeit, daß wir uns auf den Weg zur Koppe machen, um früh genug das Nachtquartier in der Wiesenbaude zu erreichen.

Weinhold ging hinaus, um die Mahlzeit zu bezahlen, und der unruhige Richard trieb sich neugierig um den alten ehrwürdigen Laboranten her, der einsam und still dasaß. Bald kam dem Knaben sein böshafter Muthwille an. Er zupfte den Alten, lachte ihm höhnisch ins Gesicht, trieb allerei Voffen, und stieß ihm zuletzt im tollen Jagen seinen Tisch und sein Glas Wein um.

Da erhob sich die hohe majestätische Gestalt, die bisher schweigend den Anflug ertrug, zürnend und drohend, indem sie sagte: Du bist eine giftige Natter, kleiner Bube; mögen Deine Angehörigen es verantworten! Hüte Dich, auf mein Revier zu kommen, daß ich Dich nicht todt trete.

Richard, bitte den guten Mann um Verzeihung wegen Deiner Unarten! rief Rudolf jetzt, der ihn deshalb bisher vergebens abmahnte. Aber Richard drückte sich scheu in eine Ecke, die tiefen Basmorte des Alten hatten ihn mit großer Furcht erfüllt, die sich in Grausen verwandelte, als ihm einfiel, daß Rübezahl oft als Laborant erscheine, und dieser mit dem scharfgezeichneten wohlbenasteten Gesicht wol gar es selbst sein könne.

Indeß trat Weinhold wieder herein, vernahm das Vorgefallene, und besorgte vor Allem für den Alten andern Wein, indem er ihn zu begütigen suchte, und den Schulbigen zu einer Abbitte zwang; dann folgte eine donnernde Strafrede gegen Diesen, von der er sich überdies keinen bessern Erfolg versprach als bei ähnlichen Gelegenheiten. Um sie indeß möglichst wirksamer zu machen, mußte er dem Führer einen Theil des Gepäckes abnehmen und tragen.

Nun geschah der Ausbruch über den Forststamm, Ziegenrücken und die schwarze Koppe nach der Niesenkoppe selbst. Weinhold machte die Knaben aufmerksam auf die Abnahme der Vegetation auf der mehr und mehr erstiegenen Höhe, vom tiefen dichten Walddunkel bis zum unheimlich den Boden überkriechenden Knieholze, auch Krummholz, Zwergtiefer (*pinus pumilio*), das endlich auch im Gerölle von Glimmerschiefer aufhört, woraus die schwarze Koppe besteht, die 4262 Fuß über die Meeresfläche sich erhebt.

Richard tollte wie unsinnig durch die Zwergwälder des elastischen Knieholzes trotz Weinholds Zurückruf. Er stürzte endlich, schlug die Nase blutig, in den Kopf eine empfindliche Brause, und hätte in den schlängelförmig 30—50 Fuß weit hinkriechenden armdicken Nesten auch leicht einen Fuß brechen können. — Wieder gab es eine Strafrede, die Nichts half, und das Erstklettern der Niesenkoppe begann, nachdem Weinhold den Jünglingen noch einige Bemerkungen über den vor ihnen emporstarrenden stumpfen Granitkegel gemacht, der durch das Geröll von Gneis und Glimmerschiefer einem aufgeschütteten Steinhäusen ähnlich sieht.

Rudolf suchte nach Flechten und Moosen, der einzigen Spur von Vegetation, die an und auf der Koppe sich zeigt; fand auch bisweilen einen sogenannten Teufelsbart (*Anemona alpina*) und den bekannten Beilchenstein, der den angenehmen Duft von einer rothfar-

bigen Flechte (*Byssus iolithus*) erhält. Richard war, trotz dem Gepäc, das er tragen mußte, immer voraus und der Erste auf dem Gipfel, von wo er wie besessen herabjohlte. Auch die Andern erreichten die ansehnliche höchste Gipfelfläche des nordischen Deutschlands, und wurden mit Trommelschlag empfangen. Die überraschten Blicke schweiften trunken über die lebensvolle blühende Nähe ringsum und über die hoch oben verschwimmende unendliche Ferne hin; aber der Genuß der erhabenen Aussicht blieb nicht lange unbeschränkt. Bald deckte Nebel die Thäler, und nur hier und da tauchten aus dem hellgrauen grenzenlosen Meere einzelne Landstücke wie grüne und blaue Inseln empor.

Die Wanderer flüchteten daher wieder abwärts von diesem Niesenbevedere,*) dessen Fuß schon hohe Nebelwogen wie den Kamm des Hochgebirgs verhüllten. Sie steuerten durch die Wolken auf dem einigermaßen treppenartigen Wege hinab, der nach der Hampels-, Wiesenbaude und dem Kämme an einem schmalen Felsenriffe steil hinabführt. Ein wüthender Sturm hatte sich erhoben, und drohte die Gefahr, jeden Augenblick in den Abgrund geworfen zu werden. — Endlich waren die Wanderer am Fuße der Koppe glücklich angelangt. Ein Gewitter hatte indeß die Höhe des Kammes erreicht, wie es selten geschieht. Der Donner rollte grauenhaft, vom Echo zurückgeworfen, um sie her, und grollte lange in den Schluchten nach; die Blitze zuckten mit fürchterlicher Plögllichkeit durch die graue wallende Wolkengardine herein.

Eine vordringende Nebelwoge trennte jetzt niedersinkend den seitwärts und ohne aufzublicken fortwandernden Richard von der Gesellschaft. Erst nach etwa 10 Schritten wurde er inne: daß er allein in dem unendlichen Nebelmeere hinsteuere, und es übermannte ihn ein gräßliches Gefühl der Furcht. Sein wilber Uebermuth war gebrochen. Er rannte, schrie, heulte in die graue trostlose Dede hinein, hörte zwar seinen Namen rufen, entfernte sich aber immer weiter von den freundlichen Tönen, je näher er ihnen zu kommen suchte, und vernahm endlich Nichts mehr. Der Sturm hatte längst seine Müße entführt, und zerzauste grim-

*) Bevedere heißt ein Aussichtshaus, Schauthurm oder Schaupunkt.

mit seine braunen Locken. Seine daherbrausende Gewalt im Jagen der Wolken, die nahen blendenden Blitze, der unaufhörlich krachende und heulende Donner betäubten den Knaben bis fast zur Bewußtlosigkeit. Schweißtriefend, athemlos, mit stürmenden Pulsen drang er rastlos durch den hier so furchtbaren Aufruhr der Elemente; stürzte oft über Steingerölle und Felsstücke, und blutete aus mehreren Wunden, war zerschellt am Kopfe und voll namenloser wahnsinniger Angst im Herzen.

Die Nebelwogen erhielten, als der Gewittersturm endlich ein wenig nachließ, sonderbare grauenhafte Gestaltungen; Häuser, Klippen, Bäume und Menschen tanzten nebeneinander, und wie tolle Gespenster glitten die riesengroßen verzerrten Bilder rings an Richard vorüber, in denen seine wildbewegte Phantasie alle denkbare Gräßlichkeit sah. Da plötzlich drang zwischen den lustigen Träumen sein eigenes Bild in furchtbarer Größe hervor, und schien auf ihn zuzueilen, und neben ihm streckte der Laborant aus den Grenzbauden das alte Gesicht mit den eisernen Zügen und der gewaltigen Nase voll Hohn hervor, als wolle er sagen: Sieh, böser Bube, jetzt bist du auf meinem Reviere! —

Die Nebelgestalten, unter ihnen seine eigene und die scharf heraustretende des Laboranten, schossen auf ihn los, und vor seinem umflorten Blicke verwandelte der beleidigte Geist sich in einen aufgerichteten schwarzen Bären, der mit ausgebreiteten Vorderfüßen ihn umarmen wollte, — da brach die letzte verworrene Kraft des Gequälten. Ein schneidender Angstlaut entglitt seinem Munde, und er sank bewußtlos zu Boden.

(Fortsetzung folgt.)

Sitten, Gebräuche und Lebensweise der Eingebornen auf Vandiemenland.

(Fortsetzung und Beschluß.)

Wir machten uns am Morgen auf den Weg, legten jedoch an demselben Tage nur etwa vier Stunden zurück und nahmen unser Nachtquartier an einer bewaldeten Stelle. Unsere Truppe bestand aus 10 Män-

nern, acht oder neun Fräulen und 12 Kindern, dem Vorsteher, seinem Sohne und mir. Alle Männer waren mit Bogen, Pfeilen und Spießen bewaffnet. Die Weiber trugen ebenfalls Pfeile, Farrenkrautwurzeln, Spieße und hölzerne Beile.

Am dritten Morgen machten wir Halt, um auf die Kängurujagd*) zu gehen. Sie fiel sehr glücklich aus. Man stellte eine reichhaltige Mahlzeit an und die Männer bemalten sich den Leib vom Scheitel bis zur Ferse. Der Vorsteher beschmierte sich mit Wachs und Kohlen und steckte sich eine Menge Federn an.

Nach Beendigung dieser Vorkehrung brach man auf und gelangte zu mehreren Hütten, die besonders zu diesem Gefechte erbaut worden. Sie waren so zahlreich, daß ich sie nicht alle zählen konnte. Jeder Volksstamm, deren viele sich eingefunden, um Zeuge des Kampfes zu sein, hatte die Seinigen in einzelnen von den andern abgesonderten Gruppen erbaut.

In einiger Entfernung von diesen Hütten lagerten sich meine Gefährten. Sobald man sie bemerkte, stießen die andern ein großes Geschrei aus und viele fanden sich ein, um ihnen Glück und Sieg zu wünschen. Sodann begannen alle zu klagen und zu seufzen, das so lange dauerte, bis der Vorsteher des Gebiets zu meinem Begleiter kam und ihnen die Stelle andeutete, wo sie ihre Hütten zu erbauen hätten. Die Frauen unterzogen sich dieser Arbeit und in weniger als zwei Stunden waren sechs ziemlich bequeme Hütten fertig, die wir sogleich bezogen. Hier fanden sich

*) Das Känguruh, von der Größe eines jungen Kalbes, ist das größte viersüßige Thier in ganz Neuhollland und zeichnet sich vorzüglich durch die Verschiedenheit seiner Beine unter einander aus. Die Hinterbeine sind nämlich außerordentlich lang, mit ihnen macht das Thier große und weite Sprünge; die Vorderfüße dagegen sind sehr kurz und dienen dem Känguruh vorzüglich zum Aufwühlen der Erde. Mit dem Schwanz, auf welchen es sich während des Sprunges stützt, theilt es heftige Schläge aus. Es ist ein sehr furchtbares und scheues Thier, doch wehrt es sich, wenn es hartnäckig verfolgt wird, gegen Löwe und Hunde mit grimmigen Bissen. Seine einzige Nahrung ist das Gras. Sein hartes Fleisch wird von den Neuhollländern gegessen. Die Jungen werden von dem Känguruh-Weibchen in einem Beutel so lange herumgetragen, bis sie völlig ausgebildet sind und sich selbst ernähren können. Bei der Annäherung einer Gefahr flüchten sie sich in diesen Beutel und die Mutter hüpfst mit ihnen eiligst davon.

noch mehr Fremdlinge bei uns ein, die entzückt schienen, uns begrüßen zu können.

Am nächsten Morgen begaben wir uns auf eine geebnete Stelle, die einen runden, etwa 40 Fuß im Durchmesser einnehmenden, drei Fuß tiefen Raum umfaßte. Die beiden feindlichen Parteien nahmen Platz auf den entgegengesetzten Seiten desselben. Die ganze Versammlung mochte aus 500 bis 600 Menschen bestehen. Man ließ mich nun in Gesellschaft der Frau des Vorstehers in einiger Entfernung vom Kampfplatze. Um jedoch besser zu sehen, was auf dem letzten vorgehe, schritt ich ihm näher, wie viele Mühe meine Wächterin sich auch geben mochte mich zurück zu halten.

Das Gefecht hatte schon begonnen, denn ich sah einen Mann wegtragen, der zu dem Stamme gehörte, mit dem ich mich eingefunden. Er verlor viel Blut aus einer Wunde, die ihm durch einen Lanzenstoß beigebracht worden. Man trug ihn nach der Stelle, wo ich war, legte ihn hier zwei Männern auf die Kniee und deckte einige Felle über ihn. Männer, Weiber und Kinder schrien um die Wette. Von Zeit zu Zeit wusch man ihn mit Wasser. Aber seine Wunde war so tief und gefährlich, daß er noch vor Verlauf einer Stunde starb.

Des Vorstehers Frau nöthigte mich nun von dem Leichnam mich zu entfernen. Dieser wurde sogleich entkleidet, ich konnte jedoch nicht sehen, was man weiter mit ihm vornahm. Zugleich traten zwei andere Männer auf den Kampfplatz und bald nachher erschallte ein fürchterliches Geschrei, das irgend ein unerwartetes Ereigniß verkündigte. Ich erfuhr später, daß eine Trennlosigkeit oder Hinterlist, die ich jedoch nicht zu erforschen vermochte, dazu Veranlassung gegeben. Der Kampfplatz wurde unverweilt verlassen, und unsere Truppe, nebst allen denen, welche sich für sie erklärten, stellte sich in einer langen Reihe auf. Ein Gleiches geschah von unsern Gegnern auf der andern Seite.

Das Gefecht wurde nun allgemein. Mehrere Kämpfer traten auf beiden Seiten hervor, schleuderten ihre Spieße gegen einander und kehrten wieder zum großen Haufen zurück. Andere verbargen sich hinter vereinzelte Bäume, um eine Gelegenheit zu erspähen, ihre Feinde desto sicherer treffen zu können. Man

scharmügelte auf solche Weise zwei Stunden lang, und hier und da blieben einige schwer verwundet auf dem Platze. Ein zweiter von meinen Begleitern wurde getödtet. Ich konnte nicht erfahren, wie viele von der Gegenpartei geblieben waren.

Indessen wichen die Anfrigen immer mehr zurück und die Weiber forderten mich auf, ihnen zu folgen, was ich auch that. Es blieb Niemand zurück, als die mit dem Entkleiden der Todten Beschäftigten. Bald nachher sah ich mich auf allen Seiten von Flüchtlingen umgeben, die mit so großer Geschwindigkeit liefen, daß ich ihnen nicht folgen konnte. Die Feinde erreichten mich, sie thaten mir jedoch nichts zu leid, sondern begnügten sich, mit den Fingern auf mich zu deuten und über mich zu lachen, wonach sie an mir vorüber eilten. Ich begab mich nun zu den Hütten, in denen wir übernachtet hatten, wo ich jedoch Niemand fand. Erst gegen Abend trafen mehrere von den Verfolgern wieder ein. Am Feuer sitzend, bemerkte ich bei Anbruch der Nacht einen ziemlich großen Zug, der zwei Gebühene umschloß, deren Leichen von einigen Kriegern auf den Armen getragen wurden. Sie legten sie in einer Entfernung von ungefähr 25 Schritten von den Hütten auf den Boden und stimmten aufs neu ein klägliches Jammergegeschrei an.

Die eine dieser Leichen war ganz nackt, die andere dagegen war noch bekleidet. Ich näherte mich, wurde aber genöthigt zum Feuer zurück zu kehren und mich ganz ruhig zu verhalten. Bald nachher erschien unser Vorsteher mit seiner Frau. Man zündete sogleich ein großes Feuer an und warf die beiden Todten hinein, die in Kurzem davon gänzlich verzehrt wurden. Tags darauf erreichten wir den gewöhnlichen Aufenthaltsort des Stammes, mit dem ich zum Kampfe ausgezogen war, und jeder begann aufs neu seine gewöhnlichen Verrichtungen, wie wenn nicht das Mindeste sich zugetragen hätte.

Es fehlt nicht an Schilderungen ähnlicher Abenteuer in den Reisebeschreibungen der Reisenden, welche ihre Liebe zur Wissenschaft nach so entlegenen Gegenden geführt. Ein britischer Officier, Namens Wade, der sich unvorsichtig genug allein in das Innere der Insel Badiemensland gewagt, wurde von mehreren

Eingebornen überfallen und auf die schrecklichste Weise umgebracht.

Die Europäer rächen sich gewöhnlich für dergleichen Mordthaten durch ein noch gräßlicheres Verfahren, indem sie ganze Volksstämme ausrotten, ohne sich die Mühe zu geben, vorher zu erforschen, ob die Schuldigen zu ihnen gehören oder nicht. Sie machen regelmäßig Jagd auf die unglücklichen Eingebornen, die ihrer vollkommenen Ausrottung nicht entgehen können.

Die Botaniker.

(Fortsetzung des Aufsatzes in No. 1.)

Auf dieselbe Weise, lieben Kinder, nach der man die Blumen, wie ihr eben gesehen habt, aufbewahrt, kann man auch alle Schwämme oder Pilze in ihrer natürlichen Farbe und Gestalt erhalten; allein diese Aufbewahrungsart ist nicht für die Dauer. Die eingezugten, plattgedrückten Pflanzen bleiben unter allen Umständen unverändert, dagegen fangen die im Sande abgetrockneten Gewächse bei feuchter Witterung die Dünste aus der Luft ein, schwellen an und verderben.

Julius. Das ist recht schade! Es wäre doch gar zu hübsch, gesammelte Pflanzen in ihrer natürlichen Farbe und Gestalt aufbewahren zu können. Weißt Du gar kein Mittel dafür, lieber Vater? —

Vater. Nein, mein Sohn! man müßte denn die im Sande getrockneten Blumen oder Schwämme in festgeschlossene Glaskasten und diese in trockene Zimmer stellen, damit keine feuchte Luft zu den Gewächsen bringen könnte, dieselben aber doch zu sehen wären. Wir wollen einmal den Versuch damit machen; denn ich muß gestehen, lieber Julius, daß Du erst jetzt diese vielleicht glückliche Idee in mir erweckt hast.

Adolph. Ach ja liebes Väterchen! sei so gütig und besorge uns solche Glaskasten; wir werden schon fleißig botanisiren, einlegen und abtrocknen, damit unser kleines Naturalienkabinet immer mehr Mannigfaltigkeit gewinnt; denn jetzt haben wir nur Schmetterlings-, Käfer- und Eieransammlungen.

Vater. Ich werde Deine Bitte gern erfüllen, mein Söhnchen; denn ich bin selbst begierig, zu erfah-

ren, ob unser Versuch glücken wird, oder nicht. Jetzt aber folgt mir in mein Zimmer; ich werde Euch meine Pflanzensammlung, lateinisch herbarium genannt, zeigen und zwar zuerst die Giftpflanzen, damit Ihr diese schädlichen Gewächse bei Zeiten genau kennen lernt und Euch, wie auch andere Menschen, vor Unglück bewahren könnet. —

Sehet also her und merket Euch das, was ich von diesen Pflanzen sagen werde. — Dieses Gewächs hier ist die Tollkirsche, auch Teufelskirsche, Wolfsbeere, toller Nachtschatten, Tollkraut, Wuth- oder Schwindelbeere genannt. Ihr lateinischer Name heißt: atropa. Sie wächst in Wäldern und Büschen. Das schöne Ansehen dieser Pflanze und weil die Frauen in Italien sich mit dem Saft der Blätter schminkten, erwarb ihr den italienischen Namen bella donna d. h. schöne Frau; ihre schädlichen Eigenschaften aber, die oben angegebenen deutschen Namen. Ihre Wurzel ist weißlich mit einer braungelben Oberhaut und ähnelt sehr den Möhren. Der krautartige, runde, 2 bis 5 Fuß hohe Stengel dieses strauchartigen, aber nicht holzigen Gewächses ist röthlich, braun überlaufen, theilt sich oben in viele Zweige und ist, wie auch die Blatt- und Blumenstiele nebst den Rippen auf der Oberfläche der länglichrunden, an beiden Enden gespitzten Blätter, fein behaart. Dieses Blatt hier ist das Wurzelblatt, wohl einen Fuß lang und fast einen halben Fuß breit. Die Blüthen hängen, wie Ihr sehet, herab und stehen einzeln in den Blattwinkeln auf nicht zu langen Stielen. Die Farbe derselben hat sich an diesem Exemplar gut erhalten; sie ist dunkelpurpurroth, fast violettbrann. Die Blüthe ist am Rande fünflappig gespalten. An dieser durchschnittenen Blume werdet ihr bemerken, daß sie fünf Staubfäden und einen Stempel hat; die Frucht dieses Gewächses ist glänzend schwarz, den Kirschen sehr ähnlich, hat zwei Fächer und enthält eine Menge nierenförmiger Samentörner. Der Genuß dieser Pflanze bewirkt Krämpfe, Verwundungen, Raserei, Lähmungen, Blindheit und einen schmerzvollen Tod. Lasset Euch also, lieben Kinder, niemals verlocken, irgend eine Frucht, die Ihr nicht kennet, zu genießen, damit es Euch nicht so geht, wie der kleinen Therese Wilmann, der Tochter des Windmüllers in Blumenthal.

Adolph. Wie erging es denn dem Mädchen, lieber Vater? — was hat sie denn gethan? —

Vater. Das könntest Du wohl leicht aus meiner eben erst ausgesprochenen Warnung entnehmen; doch will ich Dir und Deinen Geschwistern diese kurze und höchst traurige Geschichte als warnendes Beispiel erzählen:

Therese aß für ihr Leben gern alle Arten von Beeren. Die Mutter, welche Theresens Neigung kannte, sprach oft zu ihr: „liebes Kind, ich weiß, daß Du gern Beeren ißt und ich habe nichts dagegen, sobald sie reif sind und Du Dich in ihrem Genuße mäßigst. Ich aber niemals Dir unbekannte Beeren von den Hecken, mögen sie noch so schön grün, schwarz oder roth aussehen; denn manche Arten dieser Früchte sind giftig, und Du könntest Dir also den Tod zuziehen, wenn Du davon äßest; folge also meiner Warnung, liebe Tochter!“ —

Therese versprach der Mahnung ihrer guten Mutter gehorsam zu sein, und war es auch so lange, als sie keine Gelegenheit hatte, das ihr gegebene Verbot zu überschreiten. Einst aber, als sie im Herbst mit ihren Aeltern spazieren ging, erblickte sie an einem Strauch eine Art schwarzer Beeren, welche sie für Kirschen hielt. Sie sahen so glänzend und zum Genuß einladend aus, daß sich Therese nicht enthalten konnte, einige zu pflücken und zu essen. Als dieses schon geschehen war, erinnerte sie sich erst des Verbotes ihrer Mutter und wurde ängstlich; da sie jedoch augenblicklich keine üblen Folgen spürte, beruhigte sie sich wieder. Bald darauf aber ward ihr zu Muth, als ob sie betrauscht wäre. Die Aeltern, welche ein kleines Stück vorausgegangen waren, da Therese bald da bald dorthin nach einer schönen Feldblume lief, hatten nicht bemerkt, was ihr Töchterchen gethan hatte, denn sonst hätten sie es sogleich verhindert; allein als Therese zu ihnen kam, fiel ihnen alsbald das sonderbare Reden und Benehmen ihres Kindes auf, und nur mit vieler Mühe konnten sie noch von Theresen erfahren, daß sie, nach ihrer Meinung, schwarze Kirschen von einem Strauch gepflückt und genossen habe. Die armen Aeltern waren wie vom Blitz getroffen. Denn ihr Kind hatte die todbringenden Tollkirschen gegessen. —

Schleunigst nahm der Vater seine Tochter, bei der nun schon der Wahnsinn auszubrechen begann, in die Arme und eilte, so schnell er nur konnte, nach seiner Behausung; eben so schnell folgte die jammernde Mutter, die sogleich, als sie in der einsam gelegenen Wohnung angekommen war, einen Eilboten in das nahe Dorf schickte, den daselbst wohnenden Arzt zur Hilfe herbeizuholen. Unterdeß verfiel Therese in völlige Raserei und in Verwundungen, und als der Arzt ankam, war nach seiner Aussage keine Rettung mehr zu hoffen. Er hatte wahr gesprochen; denn schon am folgenden Morgen war Therese eine Leiche und ihre bedauernswerthen Aeltern kinderlos! —

Ihr hättet, meine lieben Kinder, das unglückliche Mädchen nur in ihrem Sarge sehen sollen; dann würdet ihr sogleich, wenn Ihr eine Euch unbekannte Frucht zu genießen Lust hättet, an das traurige Bild, welches die verstorbene Therese darstellte, recht lebhaft erinnern und Euch allen Appetit vergehen lassen; denn des Mädchens sonst so schönes, frisch und gesund aussehendes Gesichtchen war durch die Wirkung der genossenen Beeren gelb und blau geworden; man konnte es ohne Schauer und Thränen nicht betrachten! der ganze Körper war angeschwollen, hatte eine schwarzblaue Farbe mit blaurothen Flecken besäet; röthliches, dem Blute ähnliches Wasser floß aus Nase, Ohren und Mund, und schnell ging der Leichnam in Fäulniß über. — Ach, wie lange hätte die arme kleine Therese noch leben, noch wie viele Freuden auf dieser Welt genießen und ihren Aeltern, wie auch andern Menschen, bereiten können, hätte sie die Warnung ihrer guten und verständigen Mutter treu befolgt! —

Lernet also, meine lieben Kinder, an diesem traurigen Beispiel ein für allemal, euern Aeltern und Lehrern, so wie jeder Person, die Euch zum Guten rath, unbedingten Gehorsam leisten, damit Ihr Euch durch Eure Unfolgsamkeit nicht irgend einen Nachtheil, oder Schmerzen und einen qualvollen Tod bereitet, wodurch Ihr Eure Aeltern und alle, die es gut mit Euch meinen, tief betrüben würdet! —

Die Kinder, von dieser kleinen Erzählung im Innersten ergriffen, gelobten ihrem guten Vater den strengsten Gehorsam zu jeder Zeit und unter allen Umständen, und der Vater fuhr nun fort ihnen die übrigen

Giftpflanzen vorzuzeigen und naturgeschichtliche Bemerkungen mitzutheilen. —

Vater. Kennt Ihr diese Pflanze Ihr Kinder?

Die Knaben. O, recht gut! es ist Petersilie!

Vater. Ei der tausend! da wird die Mutter wohl künftig diese That bei der Suppe weglassen müssen, damit wir nicht alle zusammen einmal eines schrecklichen Todes sterben; denn wenn diese Pflanze hier Petersilie ist und ich Euch heute nichts als Giftpflanzen zeige, so wird die Petersilie wohl auch giftig sein; nicht wahr? —

Julius. Nein, mein lieber Vater! wir täuschen uns gewiß; denn wir essen ja fast alle Tage Petersilie in der Suppe und auch in andern Speisen, und sind doch alle zusammen frisch und gesund.

Vater. Du hast recht, mein Sohn! Ihr habt Euch gewaltig geirrt! diese Pflanze sieht zwar der Petersilie sehr ähnlich und wird leider noch oft genug mit derselben verwechselt; allein wir wollen sie bald genauer betrachten. Es ist der rothgefleckte Schierling, lateinisch *conium maculatum* genannt; auch führt er die Namen: Felschierling, Wuthschierling, und Tollkörbel. Seine Blätter haben weißliche, an der Spitze gleichsam versengte Zähne. Die Pflanze hat ihren Namen von den rothbraunen Flecken, die sich am Stengel und an den Aesten zeigen, doch sind auch andere Pflanzen mit dergleichen Flecken gezeichnet; bisweilen fehlen sie dem Schierling. Er dauert zwei Jahre, blüht im Juli und August, und wächst an Gräben, Wegen, Bäumen, auf Schutthausen und überhaupt an allen unbebauten Orten. Es finden sich von dieser Pflanze 3 Arten: die Hundepetersilie, der Wasserschierling und der gefleckte Schierling, welcher letzte am wenigsten gefährlich ist; obgleich es nicht an Beispielen fehlt, daß der Genuß desselben den Tod nach sich zog. Rothcs Gesicht, wahnsinniges Betragen sind die Zeichen seines Genußes. Die Wurzeln sind gleichfalls sehr schädlich und werden häufig mit Pastinak verwechselt. Da sich diese Pflanze oft in der Nähe der Petersilie findet, so wird sie, wegen ihrer Aehnlichkeit mit derselben, nicht selten statt ihrer genossen und macht ganze Familien unglücklich; doch kann der aufmerksame Mensch sie leicht von der Petersilie unterscheiden, weil diese rundlich und grob ausgeschnit-

ten, der Schierling dagegen feine und spiz ausgeschnittene Blätter trägt. Reibt man die letztern zwischen den Fingern, so verkündet der üble Geruch, der durch dieses Reiben entsteht, foglich die tödtliche Giftpflanze. Der Schierling erreicht eine Höhe von 3 Fuß. Der hohle Stengel hat einen Zoll im Durchmesser, und die flachrunden Samenkörner finden sich zuweilen bei einander, wie ihr hier in dieser kleinen Schachtel wahrnehmen könnet. —

Der Wasserschierling, *cicuta virosa*, blüht im Juli und August an feuchten, sunnpfigen Stellen; seine große Wurzel ist inwendig an vielen Stellen hohl, hat von außen erhabene Ringe, ist dem Pastinak von Ansehen und Geruch sehr ähnlich, und enthält einen scharfen, milchigen Saft. Der 2 bis 5 Fuß hohe Stengel ist hohl, in Glieder getheilt, etwas gestreift und hat gabelförmige Aeste. Dunkelgrüne Blätter stehen zu beiden Seiten der Blattstiele, welche sägeartig gezähnt sind. Die Blüthe ist weiß und besteht aus kleinen Dolben oder Schirmen, die immer einem Blättchen gegenüberstehen. Der Same ist länglichrund und hat Streifen, wie Ihr hier sehen könnet.

Julius. Lieber Vater! ist blos der Same giftig oder die ganze Pflanze? —

Vater. Alle Theile dieser Pflanze sind schädlich, mein Kind! am meisten aber die Wurzel und der untere Theil des Stengels, aus welchem, wenn man ihn zerschneidet, ein klebriger Saft herausfließt, dessen Geruch schon Kopfschmerz verursacht. Vielen Thieren hingegen ist die ganze Pflanze eine Arznei, sie fressen sie gern; andern aber schadet sie, und für den Menschen ist ihr Genuß tödtlich.

Adolph. Was ist das für ein niedliches Zwiebelchen nebst einer so schönen Tulpe? sind das auch Giftpflanzen, die Du jetzt eben in die Hand nimmst, Vater? —

Vater. Ja wohl, lieber Adolph! beide, Zwiebel und Tulpe, bilden eine Giftpflanze, nämlich die sogenannte Herbstzeitlose, *colchicum autumnale*. Sie heißt auch nackte Jungfer, Herbstblume, Zeitlose, Michaelisblume, Wiesenafran, Spinnblume u. Sie zieret die Wiesen, und verschwindet ebenso schnell, wie sie erscheint. Ihren schwachen, dünnen, hohlen Stiel kann jeder Wind knicken, worauf

die Pflanze abstirbt. Ihre geruchlose Blume ist bläuroth, und an dieser zer schnittenen könnt Ihr 6 Staubfäden zählen. Die Wurzel steckt gewöhnlich 4 bis 6 Zoll tief in der Erde, hat im August einen äußerst widrigen Geruch und sieht von außen meist schwarzbraun aus, ist aber inwendig weiß, auf der einen Seite eingedrückt, auf der andern gewölbt, und oben zugespitzt. Die Blätter, ähnlich denen der Lilien oder Maiblumen, kommen erst im folgenden Frühjahr, stehen aufrecht, sind breit und lanzettförmig. Sobald die Blätter erschienen sind, findet sich auch der Same, der in einer birnenförmigen, dreifächrigen, aufgeblasenen, runzeligen Kapsel, wie Ihr hier sehet, eingeschlossen ist. Die Samenkörner sind schwarz und bringen Menschen und Thieren den Tod. Blätter und Blumen sind ebenfalls giftig, verlieren aber, sobald sie abgetrocknet sind, diese böse Eigenschaft. Hat Jemand von dieser Pflanze gegessen, so fühlt er brennende Schmerzen im Schlunde und in den Gedärmen. —

Der Eigenthümer einer Wiese hatte auf derselben mehrere solche Giftpflanzen ausgezogen und auf eine Trift geworfen. An diese Orte kamen bald darauf die Schweine aus dem Dorfe und fraßen von diesen Gewächsen. Noch an demselben Tage verloren in Folge dieses Genusses 17 Schweine das Leben; es ist also nicht genug, diese Pflanze auszureißen, sondern auch die ausgezogenen gut zu verscharren, um eigenen und fremden Schaden zu verhüten. Uebrigens ist diese Sorgfalt auch bei allen andern giftigen Gewächsen anzurathen. —

Vater. Hier sehet Ihr wieder eine andere Pflanze, die Ihr wohl kennen werdet.

Die Knaben. O ja! das ist der purpurrothe Fingerhut.

Julius. Und Du hast ihn vielleicht aus unserm Garten genommen? nicht wahr, lieber Vater? denn da sieht er als Zierde in Menge.

Vater. Betroffen! es ist in der That der purpurrothe Fingerhut *digitalis purpurea*; er heißt auch purpurfarbenedes Waldglöckchen und Fingerhutkraut. — Du, lieber Julius, scheinst diese Pflanze besonders gut zu kennen; würdest Du sie wohl, da Du in der Naturgeschichte schon weit mehr unter-

richtet bist, als Deine Geschwister, auch künftgemäß beschreiben können? —

Julius. Ich will es versuchen, lieber Vater! bitte aber um Deine gütige Einhilfe, wenn ich in meiner Beschreibung stecken bleibe, wie auch um Deine freundliche Verbesserung, wenn ich etwas Unrichtiges sagen sollte.

Vater. Das will ich Beides gern thun! und freue mich zugleich über Deine Bescheidenheit in Bezug auf Deine Kenntnisse, die zwar noch gering, aber Deinem Alter ziemlich angemessen sind. Nehmt Euch Ihr Uebrigen ein Beispiel an Eurem Bruder und merket Euch für Eure ganze Lebenszeit, daß auch der größte Reichthum von Kenntnissen bei einem Menschen gar viel an seinem hohen Werthe verliert, sobald er mit Anmaßung und Unbescheidenheit verbunden ist. — Nun beginne, mein Sohn, Deinen Vortrag. —

Julius. Den Namen hat diese Pflanze von der Gestalt und Farbe der Blume, welche purpurroth, inwendig mit augenförmigen Flecken versehen und fünfteilig ist. Sie hat 4 Staubgefäße, 2 längere und 2 kürzere. Die Blumen haben haarige Stiele und hängen alle nach einer Seite herunter, nach oben zu werden sie immer kleiner. Die Pflanze wird 2 bis 3 Fuß hoch und hat einen rauhen, edigen Stengel. Die Blätter sind einander alle ähnlich, werden aber, wie die Blumen dieser Pflanze, nach oben immer kleiner; sie sind länglich, eirund, zugespitzt, am Rande gezahnt, runzelig, unten blaßgrün, haben stark hervorragende Adern und sind mit feinen Härchen besetzt. Die Pflanze blüht im Juli und August; den Samen aber, lieber Vater, habe ich noch nie genau betrachten können.

Vater. Gut! so betrachte diese Kapsel, welche ihn enthält. Sie ist eirund und zweifächrig; am Rande der Schale hängen viereckige Samenkörner. — Mit Deiner Beschreibung dieser Giftpflanze bin ich übrigens zufrieden, mein Sohn! und wünsche nur, daß Du allem, was Du lernen sollst, soviel Aufmerksamkeit schenken magst, als der Naturgeschichte, damit Du Dir in jeder Hinsicht gründliche Kenntnisse erwirbst! Diese Bemerkung aber mache ich nicht allein für unsern Julius, Ihr Kinder! sondern für Euch alle; denn man kann Vieles, und doch nichts recht ordentlich wissen;

daher ist es besser, Wenig und recht, als vielerlei und schlecht gelernt zu haben. —

Hier, meine Kinder, seht ihr noch 2 Arten des Fingerhuts, den gelben *digitalis lutea*, der sich von dem rothen nur durch die Farbe seiner Blüthe und durch die glatten Blätter unterscheidet, und den blaßgelben *digitalis ambigua*. Diese beiden Fingerhutar-ten sind eben so giftig, als der rothe; sie blühen vom Mai bis in den Juni.

Wir wollen nun die Küchenschelle *anemone pulsatilla* betrachten. Man nennt diese Pflanze auch Windblume, Osterblume, Vocksbart, Schlotterblume, Ligwurz und graues Bergmännchen. Sie liebt sandige, sonnige Anhöhen, blüht vom März bis zum Mai und wird beinahe einen Fuß hoch. Die violette, oft fast purpurrothe, glockenförmige, herabhängende Blume hat 6 Blätter und viele Staubfäden mit gelben Staubbeutelchen. Der Kelch fehlt ihr. Um ihren kurzen Stiel herum stehen gewöhnlich viele Blätter in einem Büschel beisammen. Sie sind vielfach eingeschnitten und mit weißen Haaren bedeckt, die überhaupt, wie Ihr sehet, das ganze Gewächs bedecken. Die holzige Wurzel ist groß, braunroth, inwendig aber weißlich. —

Diese Pflanze hier ist eine Abart der vorigen und ihr ganz ähnlich. Sie heißt die schwarze Küchenschelle *anemone pratensis* oder Wiesenanemone, deren Wurzel etwas länglich, runzlich, voll Fasern und unten etwas dünner ist. Sie unterscheidet sich von der ersten Art Küchenschelle besonders durch Folgendes: 1, Die Blumen sind überhängend, bei der erstern aufgerichtet; 2, sie sind schwarzviolett, bei der erstern blaßviolett; 3, bei dieser sind die Blumenblätter an der Spitze nach außen gebogen, bei jener nicht; 4, die Blumen sind bei ihr kleiner, als an voriger. Uebrigens ist die Wurzel eben so giftig, als die der ersten Art. Diese Pflanze wächst ebenfalls auf trockenen sonnigen Anhöhen, Rainen und Feldern, und blüht mit der vorigen vom März bis zum Mai. —

Adolph. Sage mir doch, lieber Vater, ehe Du uns noch mehr Gewächse zeigst, weshalb Du uns alle Pflanzen auch mit lateinischen Namen nennst? wir sprechen ja doch nicht lateinisch! —

Vater. Das will ich Dir sogleich erklären, mein Söhnchen! denn Deine Frage zeigt von Deiner Aufmerksamkeit und ist nicht so überflüssig, als es vielleicht scheint.

Unter den lateinischen Namen sind alle Pflanzen, die man kennen gelernt hat, den Aerzten und Apothekern bekannt, und da ihre deutschen Namen nicht an allen Orten, wo deutsch gesprochen wird, dieselben sind, auch jede fremde Sprache alle Gegenstände und Begriffe mit andern Worten, als wir gebrauchen, bezeichnet, so dienen die lateinischen Namen zur richtigen Verständigung unter allen gebildeten Völkern, die es einmal, und nicht mit Unrecht, für gut befunden haben, diese lateinische Benennungen allgemein einzuführen und zu gebrauchen.

Adolph. Ja das ist was anders! ich dachte, diese fremden Namen sich zu behalten, wäre ganz unnöthig! nun sehe ich aber doch ein, daß dieß nicht der Fall ist, und will mir dieselben sorgfältig merken.

Vater. Da wirst Du wohl daran thun, lieber Adolph! denn wenn Dir das Merken dieser lateinischen Benennungen auch zu nichts andern nützen sollte, so übst Du doch bei ihrer Erlernung Dein Gedächtniß, wodurch Du Dir einen gar großen Vortheil erwirbst.

(Fortsetzung folgt.)

Etwas über China, besonders über Kleidung der Chinesen.

China, dieses merkwürdige Land, ist uns selber noch sehr wenig bekannt, denn die Chinesen weisen seit Jahrhunderten allen nähern Verkehr mit den Europäern sorgfältig zurück.

Der Name China kommt von Tschin, er wurde dem Reiche Kitay (Katai) von der Dynastie*) Tschin gegeben, die 256 Jahre vor Christi Geburt zu regieren begann. Dieser Name, der von den Portugiesen den malayischen Lootsen, welche ihn China statt Tschin aussprachen, entlehnt und nach Europa gebracht wurde,

*) Dynastie, eine Regentenfamilie, welche außer dem Monarchen aus allen zum Throne berechtigten Gliedern besteht.

ist seitdem von allen civilisirten Völkern zur Bezeichnung des „himmlischen Reiches“ (so nennen die Chinesen selbst ihr Land) angenommen worden. Ueberhaupt verdankt man den portugiesischen Seefahrern die ersten Nachrichten von diesem Lande, die sich durch die Gesandten, welche das Innere durchzogen, durch die in Kanton wohnenden Kaufleute und die Missionarien erweiterten, wenn auch immer unvollständig blieben.

Nachstehende Notizen sind aus den neuesten Werken über das ungeheure Reich und den geschäftigsten Blättern des In- und Auslandes entlehnt.

Fast nirgends, selbst nicht in England, findet man so viel Patriotismus und Arbeitsliebe, als bei den Chinesen. Das sind ihre größten Tugenden; ihre hervorstechenden Laster sind: Ausschweifung, Habgier, Lüge und Feigheit. Es giebt nur wenige Chinesen, welche nicht lesen und schreiben können. Das Volk ist im Durchschnitt mehr unterrichtet, als es in einigen europäischen Ländern der Fall ist, wo der öffentliche Unterricht noch viel mehr zurücksteht. Die Chinesen kannten Buchdruckerkunst, Schießpulver, Bomben, Feuerwerke, Telegraphen, die Magnetnadel (Zieg-naesching) und andere sogenannte europäische Erfindungen viele Jahrhunderte früher, als wir sie erfannen. Nichts läßt sich vergleichen mit der Zierlichkeit ihrer Barken, der Härte ihres Porzellans, der Schönheit ihres Lackes, der Pracht ihrer Brücken und Kanäle.

Seit undenklichen Zeiten theilen die Chinesen das Sonnenjahr in 365 Tage und 6 Stunden und fügen alle 4 Jahre einen Tag hinzu, wodurch ein Schaltjahr entsteht. Sie haben mehrere Finsternisse beobachtet, den Gang einiger Constellationen angedeutet und besitzen außerdem einige andere astronomische Kenntnisse, die jedoch nur elementarisch sind und auf Feinerlei Theorien beruhen. Denn ihre Unwissenheit und ihr Aberglaube sind so groß, daß sie die Finsternisse den Erscheinungen eines ungeheuren Thieres, Hampha genannt, zuschreiben, das unter der Gestalt einer dreibeinigen Kröte Sonne und Mond anfüllt, um sie zu verschlingen. Um nun dies Ungethüm zu verhindern, ein so abscheuliches Verbrechen zu begehen, lösen sie wie in Zeiten öffentlichen Ungemachs, eine Menge Sprengbüchsen und schlagen aus allen

Kräften auf den Tam-Tam (Trommel). Die Art und Weise, wie sie den Tag eingetheilt, ist beinahe so einfach, wie die unsrige, mit der sie viel Aehnlichkeit hat. Ihr Tag beginnt um 1 Uhr nach Mitternacht. Sie scheiden ihn in 12 Theile, von denen jeder zwei unserer Stunden begreift. Aber statt die Stunden durch ihre Zahlenordnung zu bezeichnen, geben sie jedem dieser zweistündigen Zeiträume einen andern Namen. Der Zeitraum zerfällt alsdann wieder in 8 Theile, die mit unsern Viertelstunden correspondiren, die kleinste Unterabtheilung, welche sie bis jetzt erdacht.

Der Chinesen geographische Kenntnisse erstrecken sich nicht über die in Griechenland zu Herobots Zeiten verbreiteten. Sie glauben, daß die Erde viereckig ist und das China, ebenfalls von viereckiger Form, derselben Mittelpunkt bildet. Um dieses Reich gruppiren sie sodann, ohne alle Ordnung und ohne alles Verhältniß, die benachbarten Länder, über welche sie einige Kenntniß haben. Die entfernteren verursachen ihnen viel Verlegenheit und sind auf den meisten ihrer Karten nur durch Punkte angedeutet. —

Merkwürdig ist die Kleidung der Chinesen. Man bemerkt bei ihnen eine gewisse Verschiedenheit zwischen der Sommer- und Winter-Kleidung, die vor allem in der Mütze besteht. Die Sommer-Mütze, von zugespitzter Form, ist aus Bambusfasern verfertigt. Bei Personen höheren Ranges ist an ihrer äußersten Spitze eine rothe, blaue, weiße oder vergoldete Kugel befestigt. Von dieser Kugel hängt rings um die Mütze ein Büschel karmoisinrother Seide oder rother Pferdehaare herab. Manchmal ist noch an der Vorderseite der Mütze eine einzige große Perle befestigt.

Die Wintermütze ist nicht zugespitzt, sondern mehr der Form des Kopfes anpassend. Sie ist ringsum mit schwarzem Sammet oder mit Rauchwerk verbrämt, das vorn und hinten ein wenig höher ist, als auf den Seiten. Die Mütze ist ebenfalls mit einer Kugel, dem unterscheidenden Zeichen der Stände versehen und mit einem Büschel hübscher karmoisinrother Seide, der den obern Theil bedeckt, geschmückt. — Bei Sommers- oder Winters-Anfang ist der Bizekönig jeder Provinz der erste, welcher die Sommer- oder Wintermütze aufsetzt. Dies wird unmittelbar durch die offizielle Zeitung bekannt gemacht und diese Bekanntmachung ist

ein an alle seine Untergebene, oder von ihm Verwaltete, gerichteter Befehl, den gleichen Nutzen-Wechsel ohne Zögerung nachzuahmen.

Die Sommer-Kleidung der wohlhabenden Stände in China besteht in einem langen schlotternden Gewande von Seidenzeug, von Gaze oder Leinwand, das bei Festen oder Feierlichkeiten von einem seidenen Gürtel umspannt und unterhalb der Brust durch einen silbernen Haken festgehalten wird.

Die Chinesen haben an ihrem Gürtel alle die verschiedenen Werkzeuge hängen, welche sie am meisten brauchen. Sie fügen dazu ein kleines Messer, mit Futterall und ein Paar kleine Stäbchen zum Essen. Wer eine goldene Uhr hat, ermangelt nicht, in einem seidenen Beutel mit goldener Stickerei, sie an den Gürtel zu hängen.

Die Winter-Kleider sind fast eben so weit, als die für den Sommer bestimmten. Sie sind bei rascher Bewegung hinderlich und halten den Körper nicht hinlänglich warm. Ueber ein langes seidenes Gewand, das bis zu den Knöcheln geht, ziehen sie eine nur bis zu den Hüften reichende Jacke. Sie ist ebenfalls von Seidenzeug und mit Rauchwerk besetzt, oder von Tuch mit Vorsprüngen von Leder. Der Hals wird im Winter von einem engen Kragen (eine Art Halsband) von Pelz oder Seide umschlossen. Die weiten Gewänder sind immer auf der rechten Seite der Brust übereinander geschlagen, wo sie von oben bis unten mit Knopflöchern und vergoldeten Knöpfen versehen sind. Ist man in Trauer, so sind die Leisten von schwarzem Kristall. Die Unterkleider sind im Sommer schlotternd, beinahe wie die alten holländischen Hosen. Im Winter zieht man darunter ein Paar Beinfutterale, womit jeder Schenkel besonders bekleidet wird, ohne daß sie eigentliche Unterhosen bilden. Man befestigt sie mit um die Lenden geschlungenen Bändern. Wer wohlhabend genug ist, trägt seidene oder baumwollene Strümpfe. Vornehme Leute zeigen sich im Winter mit Stiefeln von Tuch, Atlas oder Sammet, mit dicken weißen Sohlen. Die Chinesen haben kein gutes Leder, um sich gegen Feuchtigkeit zu sichern.

Die Feier-Kleider der Chinesen sind eben so reich als zierlich. Ihre Jacke ist gewöhnlich dunkelblau oder purpurroth. Die Farbe ihres langen Unter-Gewandes ist hell und lachend. Bei großen Festen ist es mit

Drachen und andern Figuren von Gold oder Seide besetzt, wodurch dergleichen Kleidungsstücke sehr theuer werden.

Der Hauptverstoß im Anzuge der Chinesen ist ihre sehr unvollkommene Wäsche. Die Hemden selbst sind von Seide. Sie haben auf ihren Betten weder Decken, noch Tischtücher beim Essen, was, in Uebereinstimmung mit ihrer geringen Reinlichkeit, häufige Hautkrankheiten erzeugt. Statt der Seife bedienen sie sich eines laugensalzigen Leigs, der aus einer ägenden mineralischen Substanz gezogen wird.

Die Häute aller Thiere werden zu Schußmitteln gegen den Frost gebraucht. Weniger Wohlhabende benutzen die der Schafe, der Hunde, der Katzen, der Vöcke und Sichhörnchen. Man nähet sogar Rattensfelle an einander, um sich Kleider daraus zu machen. Bei den Reichen vererbt sich das Rauchwerk von Vater auf Sohn und bildet oft den nicht am wenigsten beträchtlichen Theil des Familien-Erbes. In diesem Falle haben die Chinesen eine sonderbare Verfeinerung angenommen, die ihnen ziemlich theuer zu stehen kommt. Sie schlachten trächtige Schafe, um das Fell der noch nicht gebornen Lämmer zu erhalten und daraus sich ihre Kleider verfertigen zu lassen. — Die Moden werden durch die Verfügungen des Rathes, der über den Nitus und die Ceremonien wacht, bestimmt.

Ein Chineser geht selten aus, ohne seine 2 Zoll lange ovale Schnupstabackflasche mit sich zu nehmen. Es ist daran ein kleiner Löffel befestigt, mit dem man den Taback auf dem untern Gliede des Daumens ausbreitet, um ihn zur Nase zu führen. Die Flaschen sind von Glas, Bergkristall oder Porzellan. Die Männer scheeren sich alles Haar vom Kopfe mit Ausnahme eines Zopfes auf dem Mittelpunkte des Schädels. Nur wenn sie in Trauer sind, lassen sie ihr Haar wachsen. Ihr Bart ist sehr schwach und braucht nur selten abgenommen zu werden. Niemand rasirt sich selbst, und in jeder Stadt giebt es eine große Menge Barbierer, die ihre Messer, ihre Seife und andere Gegenstände in einem Beutel an einem Stöcke über der Schulter tragen. An demselben Stöcke hängt auch einerseits ein kleiner Stuhl, und auf der andern Seite ein Kohlenbeken. Man hat den Gebrauch nur vom 40sten Jahre einen Schnurrbart zu tragen und nach dem 60sten Jahre

den ganzen Bart wachsen zu lassen, der jedoch nie voll und schön wird, wie bei den andern asiatischen Völkern. — Die Frauen würden hübsch sein, wenn sie nicht die üble Gewohnheit hätten, sich das Gesicht mit weißer und rother Farbe zu bemalen, ihrer unförmlichen Füße nicht einmal zu gedeuken. Die zur reichen Klasse gehörigen, tragen prächtige seidene Gewänder mit den schönsten Stickereien besetzt. Die jungen Mädchen lassen ihr Haar in langen Flechten herabhängen. Verheiratheten sie sich, so werden die Flechten oben zusammengeschlungen, mit Blumen oder Perlen durchwunden und mit 2 silbernen oder goldnen Nadeln befestigt. Im höhern Alter schlagen die Weiber ein seidenes Tuch um den Kopf.

Schlangenfänger bat mich, sie in Freiheit zu lassen, damit ich Zeuge sein möchte von dem Einflusse, den seine Musik auf das Thier mache. Und in der That schien das Thier, als er sein Gesumme von neuem anfang, ganz wie bezaubert; es fing an den Kopf auf eine Weise zu wiegen, welche deutlich zu erkennen gab, daß es die Töne vernehme. Wir untersuchten nun unsern Fang, es war eine Klapperschlange, und ihre Giftzähne waren in vollkommenem Zustande. — Diese Versuche sind jedoch nicht ohne Gefahr; kurze Zeit vorher waren zwei Schlangenfänger, welche ihre Zöglinge üben wollten, tüchtig gebissen worden. Der eine starb am Abend desselben Tages, der andere einige Stunden später.

Von dem Einflusse der Musik auf Schlangen und von den Schlangenfängern Ostindiens.

Dr. Spry erzählt in seinem Bericht über Ostindien hierüber Folgendes: „Während ich in dem Militärspital von Dumdum (eine 5 Meilen von Calcutta gelegene Militärsstation) war, hatte ich Gelegenheit zu sehen, wie die Personen, welche sich mit dem gefährlichen Geschäfte, Schlangen zu fangen, abgeben, dabei zu Werke gehen. Ich muß gestehen, daß ich den Wundern, die man uns von ihrer Geschicklichkeit erzählte, sehr mißtraute; ich traf daher meine Vorkehrungen, um mich vor Betrügereien zu sichern. Ich führte einen Schlangenfänger in die Nähe eines großen vertrockneten Sumpfes, der mit Dornen und Unkraut bedeckt war. Er fing nun an eine Art von Gesang, oder vielmehr eintönigem Gesumme anzustimmen, indem er langsam vorwärts schritt und ich ihm folgte, um keine seiner Bewegungen aus den Augen zu verlieren. Wir hatten kaum einige Schritte in dem Unkraute gemacht, als der Schlangenschwörer mit der Hand in einen Dornbusch griff, aber er zog sie bald zurück und fuhr mit seinem Gesange fort. Bald darauf fuhr er von neuem zwischen die Blätter, zog eine sehr große Schlange daraus hervor, die er weit von sich warf, so daß sie mich fast am Gesichte streifte. Der

Gefahr auf einer Bärenjagd.

Zwei französische Bauern am Fuße der Pyrenäen gingen eines Morgen früh, jeder mit einer Flinte bewaffnet, aus, um einen Bären zu verfolgen und wo möglich zu erlegen, der in der Umgegend große Verwüstungen anrichtete. Auf dem Gipfel des Berges, der noch ganz mit Schnee bedeckt war, ging der Eine, Namens Bernatin, auf eine Felsen- und Gesträuchmasse zu, wo der Bär seiner Meinung nach sich aufhielt und befahl seinem Begleiter sich schussfertig zu halten, um sogleich schießen zu können, wenn das Thier entfliehen sollte.

Da er nicht gleich etwas bemerkte, schlug er mit dem Flintenkolben in das Gesträuch hinein und plötzlich sprang der Bär herans, richtete sich empor und umfaßte den unglücklichen Bernatin, ehe dieser den Hahn spannen oder sein Messer zur Hand nehmen konnte. Es folgte ein fürchterlicher Kampf, während dessen der andere Bauer nicht zu schießen wagte, weil er seinen Freund zu treffen fürchtete.

Obgleich von den Klauen und Zähnen seines Gegners fürchterlich zugerichtet, hatte Bernatin doch noch Kraft genug, um denselben umzuwerfen, und da sie sich an einem Abhange befanden, rollten sie mit einander bis an den Rand eines 300 Fuß tiefen Abgrundes, auf dessen Boden die Aäpe toset. Der Bär stürzte hinunter und zerschmetterte sich an den Felsen, ehe er den

Boden erröchte; der Jäger dagegen blieb an einem Dornzweige am Rande des Abgrundes zwischen Tod und Leben hängen. In dieser schrecklichen Lage kam ihm endlich sein Gefährte zu Hilfe und entriß ihn einem unvermeidlichen Tode.

Kindliche Tröstung.

Der vierjährige Carl und die dreijährige Anna hatten einander sehr lieb; denn sie waren Geschwister. Und weil sie sich so lieb hatten, waren sie gern bei einander. Nur wenn sie ausruhen wollten vom Spiel und freundlichen Geplauder, trennten sie sich. Sobald es Abend wurde und das kleine Tagewerk vollendet war, redeten sie von den Freuden des künftigen Tages, von ihren neuen Spielen und ihrem Vornehmen. Und wenn sie einander „Gute Nacht!“ sagten, malte sich auf ihren schuldlosen Gesichtern Freude und süße Hoffnung, als wüßten sie, daß der junge Morgen ihnen neues Leben und erweiterte Verständigkeit bringen werde. Oft betrachtete die Mutter ihre Lieblinge in ihrer Schuldlosigkeit und Liebe und Glückseligkeit, und eine Freudenthräne trat ihr in's Auge und sie betete still: „Gott segne und erhalte Euch!“

An einem kühlen Herbstabende wurde Anna krank. Die Mutter wachte sorgenvoll an ihrem kleinen Lager. Es ward Morgen. Anna hatte das letzte Mal ihrem lieben Karl „Gute Nacht!“ gesagt: sie erwachte nicht wieder. Da saß die Mutter am Bett des schuldlosen Engels, der zum ewigen Erwachen schlief, und weinte und wehlagte, und konnte sich nicht trösten. Der kleine Karl trat vor sie, mit seinem schuldlosen freundlichen Gesichte und sprach: „Liebe Mutter, warum weinst Du? — Weil Anna noch nicht aufgewacht ist? — Laß sie nur noch schlafen, liebe Mutter. Es ist heute so trüb und kalt. Sie wird schlafen bis zum Thönen warmen Sonnenschein; damit der kalte Winter mein liebes Schwesterlein nicht berühre. Wir werden sie in den Garten tragen, damit sie bei Blumen und Schmetterlingen erwache. O wie freue ich

mich, dann wieder zu spielen und zu sprechen mit meinem Schwesterlein! — Weine nicht mehr, liebe Mutter!“ So sprach der kleine Karl. Die Mutter aber sann den kindlichen Worten nach und sprach, den Blick nach Oben gerichtet: „Den Unmündigen hast Du Dich geoffenbaret. Sie wird schlafen bis zum schönen warmen Sonnenschein, damit der kalte Winter des Lebens den Engel nicht berühre. Wir werden sie einst wiedersehen!“ Und der Engel des Trostes und der Ergebung zog in das Herz der Mutter.

A. Laßwig.

Gedanken.

Man ist nur dann ganz glücklich, wenn man den Muth hat ganz tugendhaft zu sein.

Wer nur allein der Gegenwart lebt, den wird die Zukunft überraschen.

Zweifelhige Charade.

Meine Erste haben Mensch und Thier
Beide könnten ohne sie nicht leben,
Doch beachtet, daß bei Menschen wir
Ihr stets einen andern Namen geben.

Meine Zweite ist bald leicht, bald schwer,
Einst gelang's ihr, bitterm Hohn zu rächen —
Freilich ist's schon lange her,
Doch von David hört man wohl noch sprechen.

Und mein Ganzes siehst du selten nur,
Dester aber seines Daseins Zeichen,
Und begierig folgt man dieser Spur,
Ihm den Lohn für seine Müß zu reichen.